

Problemstau

Das Museum Hürtgenwald – Stand und Perspektiven in zehn Punkten

1. Vorbemerkung

Als im Jahr 1992 die Militariasammlung von Toni Schall aus Winden bei Kreuzau auf Grund eines Ratsbeschlusses durch die Gemeinde angekauft wurde, existierte keine konzeptionelle Vorstellung darüber, was mit der Sammlung konkret geschehen sollte. In welcher Weise sollte sie Bestandteil einer Dauerausstellung werden? Für was sollte sie stehen? Welche Aussage sollte mit ihr verknüpft werden? Welche „Geschichte“ sollte durch sie erzählt werden.

Eine Militariasammlung ist etwas anderes als eine Sammlung von Modelleisenbahnen, Bierdeckeln oder Taschenuhren. Wer Militaria des Zweiten Weltkriegs erwirbt und öffentlich ausstellen will, stößt auf Schwierigkeiten, sofern er nicht über grundlegende Kenntnisse der Zeitgeschichte, der Erinnerungskultur und der Formen und Entwicklungen musealer Kriegsdarstellung verfügt. Kenntnisse, die sich ausschließlich auf Teile der Regionalgeschichte oder auf eine auf das Schlachtfeldgeschehen reduzierte Militärgeschichte beziehen, reichen nicht. Da haben es diejenigen deutlich einfacher, die einem staunenden Publikum Fantasielandschaften präsentieren, durch die alte Dampfloks mit angehängten Waggons ihre Bahnen ziehen. Sie können leichten Gewissens romantisieren, ohne damit Anstoß zu erregen.

2. Die Vorbilder in den Nachbarländern ...

Die Zusammensetzung derer, die in den vergangenen Jahren für das Museum verantwortlich zeichneten, hat sich im Laufe der Jahre immer wieder verändert. Als weitgehende Konstante blieb allerdings das Fehlen zeitgeschichtlicher und museumsdidaktischer Expertise. Das mag zunächst gar nicht sonderlich als Defizit aufgefallen sein, denn von der regionalen Kriegsgeschichte meinte man, genügend zu verstehen. Und hinsichtlich der Ausgestaltung des Museums gab es zumindest Vorbilder, an denen man sich orientieren konnte. Die fand man vor allem in den kleineren Militärmuseen auf der anderen Seite der Grenze, in Frankreich, Niederlande und Belgien. Die Ästhetik des Hürtgenwald-Museums mit ihren naturalistisch nachgestellten Kriegssituationen, den lebensgroßen Puppen, den zahlreichen Waffen, Uniformen, der Menge an Munition und den Modelllandschaften sowie den zahlreichen Panzermodellen erinnert heute noch sehr stark an diese Vorbilder.

3. ... und das Problem der Sinnstiftung

Was in Belgien, den Niederlanden und Frankreich akzeptiert ist, kann bei uns nicht falsch sein, wurde daher lange Zeit gerne argumentiert, und heute klingt das bei manchem immer noch an. Das allerdings ist ein Trugschluss.

Belgische, französische und niederländische Kriegsmuseen, die den Zweiten Weltkrieg zum Thema haben, erzählen die Geschichte eines moralisch gerechtfertigten Sieges über einen kampfstarken, politisch aber verwerflichen Gegner, der das jeweils eigene Land mehrfach mit Krieg überzogen und besetzt hat. Es ist somit eine „positive“ Erzählung, die von vielen Landsleuten geteilt werden kann. Dass auch diese Erzählung mit zahlreichen Verdrehungen und Ausblendungen einhergeht (Welches dieser Museen behandelt beispielsweise das Thema der Kollaboration, der Denunziation und des Verrats?) ist ein anderes Problem. Dadurch

jedenfalls, dass ihre Darstellung die einer Siegesgeschichte ist, wird all das, was dazu präsentiert wird, mit Sinn aufgeladen. Jede ausgestellte Waffe, jeder Munitionsfund, jeder angedeutete Bunker wird zu einem Teil der idealisierten Kriegserzählung: *Damit* haben wir die Deutschen besiegt, *dort* haben wir im Kampf ausgeharrt, mit *dem* Spaten haben wir uns eingegraben, *diese und jene* Bunkermauern haben uns Schutz geboten... All die einzelnen Objekte stehen stellvertretend und partiell für das große Ganze: den unter immensen Opfern errungenen gerechten Sieg.

Welcher Aussage, welcher Geschichtserzählung sollen aber die Exponate in einem deutschen Kriegsmuseum wie dem Hürtgenwald-Museum Sinn verleihen? Dass die beiden Weltkriege, mit denen die Deutschen zwei Mal Europa und die Welt überzogen haben, jedes Mal mit Millionen Toten und fürchterlichen Niederlagen endeten, macht es nicht eben leicht, die Frage einer Sinnstiftung zu beantworten. Selbst ein gut gemeintes aber eben auch ebenso wohlfeiles Bekenntnis „Nie wieder Krieg!“ hilft da nicht weiter.

4. Den Krieg im Hürtgenwald abbilden – geht das überhaupt?

Rufen wir uns zur Beantwortung dieser Frage einmal in Erinnerung, was zwei kriegserfahrene Zeitgenossen dazu geschrieben haben. *Baptist Palm* hat sich in seinen Nachkriegsbetrachtungen „Hürtgenwald – Das Verdun des Zweiten Weltkrieges“ aus dem Jahr 1953 zwar nicht zur Darstellung des Krieges im Museum geäußert, aber zu einer solchen in dokumentarischen Texten. Über einen amerikanischen Granaten-Angriff auf deutsche Stellungen im Hürtgenwald schreibt Palm:

„Das Pfeifen der eigenen Granaten, die Einschläge der feindlichen Granaten über unseren Köpfen und auch zwischen unseren Reihen, die Hilferufe der durch Splitter getroffenen Soldaten, die letzten verzweifelten Schreie Sterbender, sprühender Phosphor, die drohende Todesgefahr vor Augen, alles das waren Szenen und Erlebnisse, die man in Worten nicht schildern kann, die nur solche verstehen und sich Vorstellungen davon machen können, die diese Kämpfe am eigenen Leib verspürt und erlebt haben.“ (S. 68-69)

Palms Erkenntnis, dass die Realität des Krieges „in Worten nicht [zu] schildern“, also nicht zu vermitteln sei – gilt auch und erst recht für die Darstellungen im Museum. Auch dazu das Zitat eines Kriegsteilnehmers, eines des Ersten Weltkriegs. *Kurt Tucholsky* bemerkte nach dem Besuch verschiedener Kriegsmuseen 1926:

*„Es ist nicht das Richtige. So war es – und so war es doch nicht. Gehen wir so in die Nachwelt ein -? Dann gehen wir falsch ein. Es fehlt etwas. Es fehlt: das Grauen, der Jammer, die Niedergedrücktheit, die Hoffnungslosigkeit, die Sinnlosigkeit, der Stumpfsinn, die Atmosphäre von Kollektivwahnsinn [...] Und weil Kriege so auf die Nachwelt kommen: so unvollständig, so falsch, so skeletthaft, deshalb vererbt sich Erfahrung nicht. Eine alte, zu Staub zerfallene Patronentasche, ein Fetzen Papier, ein rotes Plakat [...] das war es? Nein, das war es nicht [...].“ (Kurt Tucholsky, *Wir im Museum* (1926), in: *Ders.: Unser Militär! Schriften gegen Krieg und Militarismus*, Frankfurt am Main 1982, S. 346 ff.)*

Was macht man mit diesen Einsichten zweier Kriegsteilnehmer? Welche Antworten gibt das Museum Hürtgenwald darauf in der eigenen Museumspraxis?

5. Ein Problemstau, der aus sich selbst heraus weiter wächst

Es gibt die Studie von Karola Fings und Peter Quadflieg über das Museum, erstellt mit ihren Studenten im Jahr 2010. Sie ist im Netz abrufbar, ihr Inhalt muss hier nicht noch einmal im Detail wiederholt werden. Museumsmitarbeiter, die man darauf anspricht, stimmen im Übrigen den meisten Kritikpunkten zu. Wenn die Kritik aber weitgehend geteilt wird und lediglich die vermeintlich konfrontative Form, in der sie vorgebracht wurde, bemängelt wird, warum hat sich dann sechs Jahre nach Vorlage der Studie so wenig Spürbares verändert?

Das kann zwei Gründe haben.

Grund I: Das Teilen der Kritik ist nur ein Lippenbekenntnis. Im Grunde aber hat man im eigenen Museum eben genau das inszeniert, was man inszenieren wollte: eine – für eine bestimmte Besuchergruppe – faszinierende militaristische Kampfesgeschichte, bei der die Ursachen für die Kämpfe – antidemokratische Tradition Deutschlands, Nationalsozialismus, Antisemitismus, Rassismus etc. – außen vor bleiben sollten.

Grund II: Der Mangel an Veränderung, das Scheitern an der Entwicklung eines zeitgemäßen und wissenschaftsgestützten „Roten Fadens“ kann ebenso Folge einer Akkumulation verschiedener Probleme sein, die nie gelöst wurden. Ich werde im Folgenden diesem zweiten Punkt nachgehen, ohne dass der erste dabei in Vergessenheit geraten sollte.

Der Verein schleppt nach wie vor das Problem aus den Anfangstagen mit sich: Es gibt keine zeithistorische Expertise in der Museumsmannschaft, die in der Person eines Historikers, einer Historikerin und eines Museumsdidaktikers Ausdruck zu finden hätte. Die eigentliche Kern- und Leitungskompetenz, die für die Weiterentwicklung des Museums notwendig ist, fehlt damit. Einen Regionalpolitiker an die Spitze des Museums zu setzen, war ein Fehler. Dieser Mangel blockiert die zeitgemäße Modernisierung und einen überzeugenden Ausweg aus der thematischen Verengung auf das Schlachtfeldgeschehen.

Die Folge: Bis heute ist es nicht gelungen, das titelgebende Thema des Museums „Hürtgenwald 1944 und im Frieden“ zeitgerecht abzubilden. Schlimmer noch: Es hat sich ein *Problemstau* entwickelt, der nicht abgebaut wird, sondern der die vorhandenen Probleme ständig weitere perpetuiert und von Jahr zu Jahr vergrößert.

Ich weiß, dass diese Sicht von der Leitung des Museums in der Klarheit nicht oder nur teilweise geteilt wird. Als Beleg für das eigene Bemühen wird gerne auf zahlreiche Änderungen verwiesen, die es seit Erscheinen der Fings-/Quadflieg-Studie gegeben habe. Es wird auch auf die Grenzen ehrenamtlicher Tätigkeit hingewiesen. All das mag berechtigt sein oder nicht. Es ändert aber nichts an meiner Grundthese:

Das Museum schafft sich selbst ständig neue Probleme, statt die schriftlich ausformulierten zu lösen. Der Problemstau wird damit immer größer und unauflösbarer.

Ich will an einigen Beispielen deutlich machen, wie dieser vertrackte Mechanismus wirkt und welche Folgen er zeitigt.

6. Der Problemstau an konkreten Beispielen

Die beiden Kernaufgaben eines Museums bestehen darin, zu sammeln und zu präsentieren. Darauf, dass rudimentäre Aufgaben, die mit dem Sammeln verbunden sind (Provenienz der Objekte verzeichnen etc.) nicht systematisch erledigt werden, Sammlungsstücke damit auch an Wert einbüßen oder ihn gänzlich verlieren, will ich nicht näher eingehen. Das steht alles in der vorliegenden Studie. Aber welche Folgen zeitigt ein Sammeln ohne ein klares Verständnis darüber, wie das Museum weiterentwickelt werden soll?

Ein Alltagsbeispiel: Jemand kommt vorbei, bringt Objekte oder Aufzeichnungen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs mit oder auch militärgeschichtliches Schulungsmaterial aus seiner Zeit bei der Bundeswehr und bietet dies dem Museum an. Die Erwartung ist: Die können das gebrauchen, da ist es auch in guten Händen. Die Hoffnung ist: Das wird ausgestellt, meine Sachen kann dann jeder sehen. Der Museumsmitarbeiter, der zufällig gerade Dienst hat, nimmt die Dinge entgegen und empfindet damit gleichzeitig auch eine moralische Verpflichtung, die aus der Begegnungssituation erwachsen ist. Man könnte die Dinge ja möglicherweise auch tatsächlich gebrauchen. Und wenn man sie nicht nimmt, werden sie vielleicht sogar weggeschmissen.

Weil man jedoch ohne zeitgeschichtliche und museumsdidaktische Expertise arbeitet, bleibt unklar, *wofür* man die angenommenen Objekte brauchen will oder warum man sie möglicherweise *nicht* gebrauchen kann und zurückweisen muss. Die Folge davon: Entweder wandern sie in die Räumlichkeiten, die als Depot genutzt werden – und verstopfen sie. Oder aber sie werden irgendwo der Ausstellung implantiert, was deren Unübersichtlichkeit nur weiter erhöht und das Auffinden einer chronologischen und / oder thematischen Ordnung noch unmöglicher macht als es ohnehin schon ist.

Zweites Beispiel: Dadurch, dass die für ein solches Museum eigentlich wichtigsten Protagonisten (Historiker und Museumsdidaktiker) fehlen, die dem Haus eine inhaltliche Richtung geben könnten, herrscht eine Entscheidungsstruktur, die sich auf die Formel bringen lässt:

Wer macht, hat die Macht.

Wer über handwerkliches Geschick verfügt, wer Zeit und Eigeninitiative einbringen kann, bestimmt am Ende darüber, welche Inszenierungen wann und wo geschaffen werden. Es ist nicht so, dass solche Mitarbeitenden nicht gebraucht würden – ganz im Gegenteil. Bloß: Sie müssten eingebunden werden in ein arbeitsteiliges System, das seine leitenden Impulse von den historischen Fachkräften erhält.

Ich habe den Eindruck gewonnen, dass das Grundproblem des Museums einigen der dort Mitarbeitenden durchaus bewusst ist. Es wird nur nicht entschieden angegangen. Stattdessen werden weitere „Stützpfiler“ in die Museumskonstruktion eingezogen, die keine Probleme lösen, sondern nur neue schaffen.

Drittes Beispiel: Ein solcher weiterer „Stützpfiler“ sind die Audioguides. Eigentlich eine schöne Sache, wenn man sie richtig einzusetzen versteht. Aber:

Audioguides können keine Struktur schaffen, die das Museum selbst nicht hat.

Statt das Problem der Unübersichtlichkeit der Ausstellung selbst zu minimieren und dem Betrachter ein besseres strukturelles Gerüst auf seinem Rundgang an die Hand zu geben, verdoppelt der Guide dieses Problem geradezu, weil auch er wiederum eine Informationsdichte und -kleinteiligkeit liefert, die kaum jemand aufnehmen kann. Auch hier fehlt also das, was schon der Ausstellung fehlt: eine klare Vorstellung von der Geschichte oder den Geschichten, die man erzählen möchte.

7. Welchen Maßstäben hätte ein militärgeschichtliches Museum heute zu folgen?

Ich halte mich da mit eigenen Kriterien und Wertungen zunächst zurück. Wer Anregungen sucht, findet sie in der vergleichenden Darstellung verschiedener Kriegsmuseen von Thomas Thiemeyer („Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln“), den der Geschichtsverein als Referenten im Museum selbst nicht auftreten lassen wollte und dessen schwer zu ersetzende Expertise daher jetzt im Hürtgenwald fehlt.

Man kann sich aber auch mal die Mühe machen, die Website des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr in Dresden aufzusuchen. Das Museum ist die bedeutendste militärgeschichtliche Einrichtung in Deutschland. 2011 wurde die komplett neu gestaltete Dauerausstellung des Museums eröffnet. Das Museum hat im Netz in einfachen Worten Kriterien dafür benannt, wie sich seine Ausstellung durch die Neugestaltung verändert hat. Es heißt dort:

„In der Vergangenheit waren Militärmuseen vor allem Ausstellungshallen für Waffentechnik und für die glanzvolle Repräsentation nationaler Streitkräfte. Sie wurden oft Armeemuseum genannt und wollten die Besucher durch militärische Leistungsschauen beeindrucken, meist mithilfe einer Kette von aneinander gereihten Kriegen, fast losgelöst von anderen historischen Ereignissen. Militärgeschichte war beschränkt auf Schlachten, auf Siegesparaden und waffentechnische Entwicklungen.

Im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr hingegen sind Krieg und Militär unlösbar mit der allgemeinen Geschichte verwoben. Es zeigt die Verästelung in die politik-, sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtliche Forschung. Militärgeschichte wird so in ihrer ganzen Bandbreite dargestellt. Die Ausstellung konfrontiert die Besucherinnen und Besucher mit dem eigenen menschlichen Aggressionspotential und thematisiert Gewalt als historisches, kulturelles und anthropologisches Phänomen. [...]

Im Mittelpunkt der neuen Dauerausstellung steht immer wieder der einzelne Mensch, der Gewalt ausübt oder erleidet. Es werden immer zwei Biographien von Menschen gegenübergestellt, die in derselben Zeit lebten aber unterschiedlichen Lebensentwürfen folgten oder die in ein und derselben historischen Entscheidungssituation unterschiedliche Wege gingen. Ambivalenz ist ein Schlüsselbegriff für die gesamte Dauerausstellung des Militärhistorischen Museums.“

Damit sind Maßstäbe formuliert, denen jedes Museum heute folgen sollte, das den Krieg zu seinem Thema macht. Der Hinweis auf die „Verästelung in die politik-, sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtliche Forschung“ macht gleichzeitig deutlich, dass eine Einrichtung wie das Hürtgenwald Museum dies mit eigenen „Bordmitteln“ allein nicht wird bewerkstelligen können. Dazu bedarf es der wissenschaftlichen Begleitung und Leitung.

8. Wie könnte das Hürtgenwald Museum aussehen? Ein Gedankenspiel

Angenommen, zeithistorische, erinnerungskulturelle und museumsdidaktische Expertise würden bei einer Veränderung des Museums Hürtgenwald einbezogen, wie könnte dann eine zeitgerechte und problemorientierte Ausstellung in groben Zügen aussehen?

Man könnte dann zum Beispiel eine recht einfache Grundstruktur, bestehend aus vier Themensegmenten, schaffen, die den Charme der Übersichtlichkeit qua Chronologie mit dem Reiz vereint, weiterführende aktuelle Fragestellungen zum festen Bestandteil der Ausstellung zu machen. Ich behaupte, dass ein solcher Aufbau im Wesentlichen mit den vorhandenen Exponaten umzusetzen wäre. Wie könnte er aussehen:

I. Vorgeschichte: Der Krieg kommt in den Hürtgenwald

Darunter würde die Zeit seit den 1920er Jahren bis 1944 abgehandelt. Wie hat man im Hürtgenwald gelebt? Wie war die Zusammensetzung der Bevölkerung? Welche Veränderungen brachte 1933 die Machtübertragung an die Nationalsozialisten? Fanden nach 1933 Ausgrenzungen statt? Gab es Solidarisierungen mit Systemgegnern, mit Juden und anderen künftigen Opfergruppen? Welchen Einfluss hatten Raumplanung und Strukturpolitik der Nazis auf den

grenznahen Raum im Hürtgenwald und auf den Alltag der Menschen? Welche Auswirkungen hatte der Westwallbau auf die dörflichen Gemeinschaften?

II. Kriegsgeschichte(n)

Darunter würde die Zeit von Herbst 1944 bis zur Kapitulation 1945 fallen. Dieser Teil würde multiperspektivisch erzählt. Das würde bedeuten, dass gegenüber der bisherigen Darstellungsweise, der Fokus nicht allein auf ein zu eng gefasstes militärisches Geschehen gelegt würde, sondern dass ebenso das Schicksal der Zivilbevölkerung und der Zwangsarbeiter als Teil der Kriegsgeschichte mitbehandelt würde. Es böte sich hier an – vorausgesetzt es lassen sich hinreichend Ego-Dokumente auftreiben – den Krieg aus der Perspektive von beispielsweise vier Protagonisten bzw. Protagonistinnen darzustellen: a) einem deutschen Soldaten, b) einem amerikanischen Soldaten, c) einem Bauernpaar, das mit seiner Familie seinen Hof im Zuge der Evakuierungsmaßnahmen verlassen muss, d) einer russischen Zwangsarbeiterin.

III. Nach dem Krieg: Rückkehr in eine verwüstete Landschaft

Hierunter würde die Rückkehr in die Dörfer thematisiert, der Grad der Zerstörungen visualisiert, die Kriegstoten benannt, die Geschichte der Bergung und Bestattung der Toten nachgezeichnet. Weitere Themen: die Waldbrände nach Kriegsende, die Verarbeitung von Kriegsmaterial (Helme, Granatenkartuschen ...) zu Alltags- und Dekorationsgegenständen etc. Es böte sich an, in diesem Segment auch einmal einen Blick über die Grenze nach Belgien zu riskieren. Welche Spuren haben Wehrmacht und Waffen-SS dort hinterlassen? Wie ist der Grad der Zerstörungen in den Dörfern dort.

IV. Geschichte als Last und Lust

Hierunter würde der Umgang mit der (regionalen) Geschichte des Zweiten Weltkriegs abgehandelt. Darunter fiel beispielsweise: das Auffinden, Sammeln und Bearbeiten von Kriegsrelikten, Gedenken an die Toten, Veteranenkultur („Windhunde“), Geschichte des Museums, Hürtgenwaldmarsch, Krieg als Thema der Regionalliteratur, Krieg als Freizeitbeschäftigung: Modellbau, Sondengehen, Bunkertourismus, Zweiter Weltkrieg und Wehrmacht als Identifikationsanreize von Rechtsextremisten (als Exponate beispielsweise die kleine Holzstele mit Hakenkreuz und der Aufschrift „Unseren Helden“, die kurze Zeit unter der Tafel mit den Infos zu Walter Model auf der Kriegsgräberstätte Vossenack stand, oder auch ein Kranz, den die rechtsextreme Nachfolgeorganisation der HIAG jedes Jahr am Volkstrauertag auf der Kriegsgräberstätte Vossenack ablegt). Darüber hinaus würde hier thematisiert, inwieweit sich die Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte durch den Generationenwechsel verändert.

Dieser Aufbau hat gegenüber der bisherigen Darstellung im Museum zwei Vorteile:

- Er folgt in den Schwerpunkten I bis III einer einfachen Chronologie und erhält dadurch ein hohes Maß an nachvollziehbarer Struktur und Übersichtlichkeit. Er bezieht selbstreflexive Überlegungen mit ein (IV) und öffnet sich damit gegenwärtigen Fragestellungen der Besucherinnen und Besucher.
- Er vermeidet die einseitige Fixierung auf zu eng gefasste militärstrategische und waffentechnische Darstellungen, die bislang in ein überkomplexes Spiel mit Zahlen, Daten, Ortsangaben mündet. Die Ausstellung würde mit einem solchen Aufbau auch für bislang eher vernachlässigte Besuchergruppen interessant – z. B. für Frauen und Kulturtouristen.

Ein notwendiger Nachtrag: Natürlich formulieren die vier Punkte kein fertiges „Programm“. Sie skizzieren lediglich *eine* von verschiedenen möglichen Entwicklungsrichtungen. Fings / Quadflieg haben in ihrer Studie eine in Teilen andere, in Teilen sehr ähnliche Struktur vorgeschlagen.

9. Wie ließe sich eine Weiterentwicklung im oben genannten Sinne bewerkstelligen?

Ganz deutlich: Ohne die angesprochene Zufuhr an zeitgeschichtlicher, erinnerungspolitischer und museumsdidaktischer Kompetenz gar nicht. Eine solche zu organisieren

- braucht es Zustimmung, Rückhalt und Unterstützung durch die Gemeinde;
- braucht es den Willen des Geschichtsvereins, diesen Weg mit zu gehen;
- braucht es einen Vereinsvorstand, der die Herstellung und Pflege entsprechender Kontakte zum Schwerpunkt seiner Arbeit macht und Initiativen von außen dankbar aufgreift und sich zu eigen macht, statt alles abzublocken, was den eigenen Konsens sprengen könnte.

Praktisch wird sich eine solche Weiterentwicklung vermutlich nur in der Weise organisieren lassen, dass eine oder mehrere größere Institutionen, die die genannten Kompetenzen mitbringen, das Museum in Form einer Patenschaft betreuen und tendenziell als eine Art Außenstelle pflegen. Beispiele für solche Modelle gibt es; beispielsweise in Berlin, wo dem Jüdischen Museum die Dokumentationsstelle „Blindenwerkstatt Otto Weidt“ als Außenstelle angegliedert wurde, die aber weiterhin weitgehend selbständig arbeitet.

In der Region böte es sich an, eine entsprechende engere Kooperation mit der Akademie Vogelsang anzustreben. Eine solche oder eine vergleichbare institutionelle Lösung (möglicherweise unter Einbezug des LVR?) scheint mir der einzig gangbare Weg zu sein, den ansonsten nicht auflösbaren Problemstau zu lösen, unter dem das Museum Hürtgenwald leidet. Über Vogelsang und / oder LVR wäre am ehesten auch eine Anbindung der Hochschulforschung und -didaktik zu gewährleisten. Das Museum und der Geschichtsverein allein sind zu wenig bedeutend und kompetent, um hier dauerhaft Interesse wecken und nutzen zu können.

10. Die Erinnerungslandschaft Hürtgenwald verändert sich und Modernisierungsverweigerung hat Konsequenzen.

Vor welchem Szenario erörtern wir die Zukunftsaussichten des Museums? Die Erinnerungslandschaft Hürtgenwald wird sich in den kommenden Jahren weiter verändern. Sie wird sich modernisieren und internationalisieren. Kennzeichnend dafür werden folgende Faktoren sein:

- Der Generationenwechsel. Dadurch werden traditionelle Heimat- und Geschichtsvereine weiter an Beachtung und Geltung verlieren.
- Die Übernahme von Verantwortung durch das Land im Rahmen der Routes of Liberation-Aktivitäten wird zu einer Qualifizierungsoffensive bei der Ausbildung von regionalen Geschichtsreferenten führen müssen. (Geschieht das nicht oder werden Ausbildung, Weiterbildung und Evaluation der Guides nur „formal“ von Touristikern abgearbeitet, scheitert das Projekt „Routes“ für den Bereich NRW.) Die dabei vermittelten Standards werden die Ergebnisse „politik-, sozial-, mentalitäts- und kulturgeschichtliche[r] Forschung“ (siehe Dresden) stärker berücksichtigen müssen, als das bislang in der Ausbildung von Historyguides und Geschichtsführern der Fall gewesen ist. Damit werden insgesamt höhere Maßstäbe an die Geschichtsvermittlung gestellt.
- Die NS-Dokumentation in Vogelsang wird zusätzlich dazu beitragen, dass sich die Maßstäbe in Sachen regionaler Geschichtsaufbereitung sowie im Umgang mit NS- und Kriegsgeschichte verschieben. Mehr Professionalität, die durch eine enge

Anbindung an Wissenschaft und zeitgemäße Vermittlungsmethoden gekennzeichnet ist, wird zur Selbstverständlichkeit.

- Grenzübergreifende Fragestellungen und Kooperationen werden an Bedeutung gewinnen.

Was bedeuten diese Veränderungen der Rahmenbedingungen für das Museum Hürtgenwald, wenn es sich nicht ganz entschieden Impulsen von außen öffnet, eine stärkere Verwissenschaftlichung seiner Arbeit zulässt und den Anschluss an einen starken Partner sucht?

- Der Generationenwechsel wird dazu führen, dass heute noch aktive Mitarbeiter, die handwerklichen Sachverstand und militärgeschichtliches Regionalwissen in den Museumskontext einbringen, wegfallen werden. Vertreter der jüngeren Generation werden nicht in dem erforderlichen Maße nachrücken. Ihr zeitliches Budget ist i. Ü. gegenüber dem von Pensionären eng begrenzt.
- Es wird unter diesen Umständen bereits schwer werden, den gegenwärtigen Stand des Museums zu halten. Ganz unabhängig von dem Umgang mit der Ausstellung, mit Depotgut etc. sind ein Teil der in den Museumspavillons zu leistenden Arbeiten „unsichtbar“. Sie gelten der Pflege der Ausstellungsteile, der Sicherung des Gebäudes vor Witterungseinflüssen und Verfall sowie der Isolation gegenüber Kälte im Winter und Hitze im Sommer. Ob diese Aufgaben dauerhaft aufrechtzuerhalten sein werden, ist eher unwahrscheinlich.
- Wenn sich die Maßstäbe im Umgang mit Zeit- und Kriegsgeschichte in der Nordeifel insgesamt verschieben, fallen die dabei Zurückgebliebenen umso stärker auf. Sie werden als etwas absonderliche Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit wahrgenommen, die man als Geschichtsvermittler nicht allzu ernst nimmt.
- Zurückgebliebene Einrichtungen werden zum Problemfall für Gemeinden. Sie schaden dem Image, polarisieren, ziehen ein fragwürdiges Publikum an und verlieren an politischer Unterstützung.

Frank Möller
gip.moeller@netcologne.de
Februar 2017

Anhang

Sieben Thesen von Dr. Jörg Echternkamp

Zur Erinnerung: Am 4. März 2016 hielt der Militärgeschichtler Dr. Jörg Echternkamp (Potsdam / Halle) im Rahmen des Moratoriums in Simonskall einen Vortrag zum Thema „Der Zweite Weltkrieg im Deutungskonflikt 1945-2015. Perspektiven der modernen Militärgeschichte“. Echternkamp stellte uns im Anschluss an seinen Vortrag sieben Thesen zur Verfügung, die sowohl für die Fortentwicklung der „Erinnerungslandschaft Hürtgenwald“ im Allgemeinen als auch für die Weiterentwicklung des Hürtgenwald Museums im Besonderen Bedeutung haben. Ich habe mir erlaubt, die für eine Weiterentwicklung des Museums wichtigsten Passagen zu unterstreichen.

1. Geschichte ist nicht dasselbe wie Erinnerung. Die historische Erforschung der Vergangenheit folgt zum Teil anderen, fachwissenschaftlichen Kriterien und verfolgt andere Ziele als die „Rekonstruktion“ von Vergangenheit im öffentlichen Raum, die das „kollektive Gedächtnis“ einer Gesellschaft zum Ausdruck bringt und prägt.
2. Die öffentliche Vergegenwärtigung der Vergangenheit – sei es in einem Geschichtsmuseum, sei es bei einer kommunalen Gedenkveranstaltung – ist grundsätzlich wertgebunden und insofern eine politische Veranstaltung. Die öffentliche Erinnerung an Vergangenes orientiert sich an Normen, die zum Zeitpunkt des Erinnerns gelten und in der Zukunft sollen, nicht an jenen der Vergangenheit, an die erinnert wird. Einer modernen Darstellung des Krieges 1939-1945 können deshalb nicht überwundene Vorstellungen, Darstellungen und Einstellung zugrunde liegen, wie sie in der Kriegs- und der NS-Zeit selbst, aber teilweise auch bis in die 1960er Jahre galten.
3. Im Umgang mit der Vergangenheit, in der öffentlichen Repräsentation von Geschichte, spiegelt sich deshalb das jeweilige Selbstverständnis einer Gesellschaft wider. Wie die Vergangenheit gedeutet wird, muss gesellschaftlich immer wieder neu ausgehandelt werden.
4. Die Formen und Inhalte der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus haben sich daher seit 1945 wiederholt geändert. Dieser Wandel über siebenzig Jahre ist seinerseits ein wichtiges Thema für die Historiker/innen geworden. Wer die Geschichte der Deutungen kennt, hat bessere Chancen, sein eigenes Geschichtsbild zu reflektieren.
5. Diese „Erinnerungsgeschichte“ der Bundesrepublik – hier ordnet sich mein Vortrag ein – kann dazu beitragen, ältere Formen der Kriegserinnerung (wie beispielsweise eine in den 1950er Jahren angelegte Kriegsgräberstätte) historisch einzuordnen. Wo ältere Erinnerungsformen „historisiert“ werden, bleiben sie als Zeugnisse der Geschichte erhaltenswert, werden nicht zuletzt für Jüngere verständlich und geraten ggf. nicht in Verdacht, als gegenwartsbezogene Aussagen missverstanden zu werden. Erst dieser Abstand zum historischen Gegenstand ermöglicht neue Formen der Annäherung.
6. Distanz setzt Kontext voraus. Um den historischen Gegenstand (auch wörtlich) aus der nötigen Entfernung betrachten zu können, muss man den historischen

Zusammenhang kennen. Wo die Darstellung auf Details beschränkt ist, bleibt auch unser Verständnis beschränkt. Die Faszination des Authentischen ist dann sinnvoll, wenn sie neugierig macht auf Erkenntnisgewinn. Wo sie zum Selbstzweck wird und der Betrachter über das Staunen nicht hinauskommt, bleibt die Chance vertan, historisches Wissen zu vermitteln und falsche Geschichtsbilder zu korrigieren. Für den Zweiten Weltkrieg heißt das etwa, im Sinne einer modernen Militär- und Kulturgeschichte der Gewalt die sozialen, wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Dimensionen der militärischen Gewalt in den Blick zu nehmen. Die Geschichte des „totalen Krieges“ geht über die Beschreibung des militärischen Geschehens weit hinaus.

7. Relikte des Krieges sind relativ „deutungsoffen“. Ihre bloße Zurschaustellung macht sie nicht zu einem Mahnmal für den Frieden oder einem Zeichen der Versöhnung. Aus welchem Blickwinkel soll der Besucher die materiellen Zeugnisse der Vergangenheit betrachten? Wie wird diese Vergangenheit gedeutet und welche wertgebundene Bedeutung wird ihr zugeschrieben? Wie werden mit Hilfe der Artefakte historische Lernprozesse in Gang gesetzt? Eine breite Auseinandersetzung mit diesen Fragen, welche die oben genannten Thesen berücksichtigt, halte ich für einen notwendigen Schritt auf dem Weg zu einer „Erinnerungslandschaft“ Hürtgenwald.